

Diesen ersten Augenblick nach seiner Haftentlassung hatte er sich anders vorgestellt. Unzählige Male hatte er in Gedanken an dieser Mauer gestanden, wie ein Vogel, der seine Flügel ausspannt. Er hatte diese schiere Weite in sich aufnehmen wollen, die Welt von einer höheren Warte aus betrachten, bevor er sie neu in Besitz nahm – und sie ihn.

Die neblige Unbill des feuchten Februartages minderte den Genuss dieses Moments, aber er wollte nicht hadern. Nach den bitteren Lektionen der letzten Jahre musste ein fehlender Ausblick zu verschmerzen sein. Es war vorbei und das war alles, was zählte. Brück drehte er sich weg, nahm seinen Koffer und ließ sich die letzten Meter eskortieren.

Der Weg in die Freiheit führte durch die Felsentorwache zum vorgelagerten Fort Helfenstein, und von dort aus abwärts, an etlichen Wachposten und weiteren Toren vorbei bis in den Ort Ehrenbreitstein.

Mit jedem Schritt entlang des schroffen, bewachsenen Felsgesteins schaffte Victor Abstand zwischen sich und der weitläufigen, als uneinnehmbar geltenden Festung über ihm. Auf dem matschigen Untergrund verloren seine dünnen Sohlen mehr als einmal den Halt. Dass es ihm jedes Mal gelang, sich abzufangen, erfüllte ihn mit übertriebenem Stolz. Vereinzelt Windböen wehten kalte Feuchte in seinen Nacken und ließen ihn frösteln. Als er endlich in der Residenzstadt ankam, zitterten ihm vor Anstrengung die Knie.

An der Schiffbrücke musste er warten, bis sich die ausgefahrenen Joche hinter einem kleinen Dampfer wieder geschlossen hatten, dann überquerte er den Rhein, entrichtete die zwei Pfennige Brückengeld und erreichte schließlich die Coblenzer Rheinanlagen.

Die Wolkendecke hatte sich gelichtet.

Victor zögerte.

Dann blickte er ein letztes Mal zurück auf das trutzige Monument hoch oben auf der Felsnase, dessen grobe, unverputzte Mauern im heraufziehenden Tag allmählich Konturen annahmen.

Zwei Jahre lang war der Ehrenbreitstein sein Gefängnis gewesen; dieses kantige Zeugnis preußischer Macht im Westen des Reichs, mit seinem weitläufigen Gewirr aus Gängen, Brücken und Versorgungswegen, den Soldatenstuben, Wohnquartieren, Arbeitsstätten und Geschützkasematten, den meterdicken Mauern, Gräben und Toren. Dort hatte er gebüßt für ein Duell, welches er gerne vermieden hätte, und dessen unglücklicher Ausgang ihn überdies in den Rang eines verurteilten Straftäters katapultiert hatte. Wenigstens war er in den Vorzug einer Ehrenhaft auf der Festungs-Stubengefangenen-Anstalt bei Coblenz gekommen, weit weg von Berlin und den erdrückenden Erinnerungen, die Victor mit dieser seiner Heimatstadt verband.

Er vernahm Rufe und Lachen, ein Schiffshorn, das Bellen eines Hundes. Die Welt hatte ihre Sprache wiedergefunden und selbst die winterlich trübe Luft empfand er als belebend.

Er schritt kräftig aus. Immer schneller schienen ihn seine Beine zu tragen, und ein jähes Glücksgefühl durchströmte Kopf und Glieder. Doch bei aller aufkeimenden Euphorie war ihm sehr wohl bewusst, dass seiner neu gewonnenen Freiheit nicht nur unendliche Möglichkeiten, sondern auch eine vage Gefahr innewohnte. Und mit

demselben Willen, mit dem er seine Zukunft beginnen wollte, würde er mit seiner Vergangenheit Frieden schließen müssen.

Er erreichte das zweigeschossige, massive Steingebäude des Coblenzer Bahnhofs. Beim Laufen war ihm warm geworden, auch wenn jeder Atemzug eine neblige Wolke bildete, kaum dass er die Lippen verlassen hatte. Victor kaufte ein Billett und setzte sich auf eine Bank im Wartesaal. Bis sein Zug kam, dauerte es noch gut eine Stunde.

In einer Ecke des großen Gebäudes entdeckte er einen Automaten, an dem zwei Kinder, vermutlich Bruder und Schwester, hantierten. Eine Gouvernante saß gelangweilt daneben, die Nase in ein Buch vergraben. Derweil schienen die Geschwister einen regelrechten Kampf um den Inhalt des Automaten auszufechten, wobei das Mädchen ihrem Bruder in nichts nachstand. Schließlich hielt sie triumphierend ein kleines Täfelchen in der Hand. Schokolade, wie Victor amüsiert feststellte. Mit ihrem Schatz in der Hand lief sie dem Jungen davon, der erst ein langes Gesicht zog, dann aber entschlossen die Verfolgung aufnahm.

Victor konnte seine Neugierde nicht zügeln. Automaten hatten ihn schon immer fasziniert und dieser hier war ziemlich neu. Er stand auf und besah sich unauffällig das Gerät. *Stollwerck*. Das Kölner Unternehmen war seit Jahren sehr erfinderisch beim Vertrieb seiner Schokoladen und lieferte inzwischen selbst entwickelte Automaten in alle Welt. Diese boten unter anderem Seife an, aber auch Fahrkarten an den Bahnhöfen.

Der Apparat aus graublau bemaltem Gusseisen mit aufwendigen goldenen Verzierungen reichte ihm etwa bis zum Kinn. Hinter einem arkadenartig eingefassten Fenster befanden sich, gut sichtbar, mehrere Warenschächte mit Schokoladentafeln. Darüber gab es einen Schlitz für den Münzeinwurf, und auf einem emaillierten Schild wurde der Mechanismus erklärt. Zehn Pfennig kostete eine Tafel. Rasch überschlug Victor den Wert der darin befindlichen Schokoladentäfelchen und stellte fest, dass es sich hier um ein lohnendes Geschäft für Stollwerck handelte. Zwar verzichtete er darauf, sich eine Schokolade zu ziehen, aber sein Erfindergeist war geweckt. Während er an seinen Platz zurückkehrte, feilte er imaginär bereits an einer ähnlichen Konstruktion.

Sobald er sich in seiner neuen Heimat etabliert und eine Bleibe gefunden hatte, würde er sich an einem Entwurf versuchen. Bei diesem Gedanken zog er einen zerknitterten Zettel aus seiner Hosentasche, auf dem eine Adresse stand: *Edgar Nold, Silberburgstraße, Stuttgart*.

Victor wäre es nicht in den Sinn gekommen, nach seiner Haftentlassung ausgerechnet in Stuttgart sein Glück zu versuchen, aber als ein Mithäftling die süddeutsche Residenzstadt ernsthaft empfohlen hatte, war sie ihm nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Stuttgart schien aufstrebend zu sein, bot deshalb vermutlich gute Arbeitsmöglichkeiten und war weit genug entfernt von Berlin, um einen unbelasteten Anfang zu ermöglichen. Jedenfalls würde ihn dort wohl keiner vermuten.

Vor wenigen Tagen hatte ihm der Mitgefangene schließlich noch die Anschrift eines entfernten Verwandten gegeben, eben jenes Edgar Nold, bei dem er sich nach seiner Ankunft melden könne. So sollte es ihm leichter fallen, in der fremden Umgebung Fuß zu

fassen.

Schließlich fuhr laut pfeifend Victors Zug ein und kam mit kreischenden Bremsen zum Stehen; ein stählerner Koloss, umgeben von Dampf und Rauchschwaden. Reisende entstiegen den Coupés der ersten Klasse. Sie waren eingehüllt in wärmendes Tuch oder lange Mäntel, die Herren zogen ihre Hüte tief ins Gesicht. Einige Damen trugen wertvollen Pelz und hatten ihre Hände in fellbesetzten Muffs vergraben, während Bedienstete sich um ihr Gepäck kümmerten und eilig Schirme aufspannten, um ihre Herrschaft vor der ungemütlichen Witterung zu schützen. Aus den restlichen Waggons stiegen die weniger Begüterten, die ihre Taschen und Koffer mit klammen Fingern selbst schleppten. Eilig strebten sie dem Ausgang zu.

Victor verließ das Bahnhofsgelände und betrat den Bahnsteig. Er wartete geduldig, bis sich die Traube der Fahrgäste auf die Waggons verteilt hatte. In einem Abteil der dritten Klasse verstaute er sein Gepäck, setzte sich auf die hölzerne Bank und beobachtete durch das beschlagene Fenster das Kommen und Gehen auf dem Bahnsteig.

Schließlich schlugen die Türen. Mit einem schrillen Pfiff setzte sich der Zug schwerfällig in Bewegung.

Sein neues Leben hatte begonnen.

3. KAPITEL

Stuttgart, die Stadtvilla der von Brauns, an einem Märzabend 1903

Die grüne Flüssigkeit schimmerte verlockend. In jedem der drei kelchförmigen Kristallgläser auf dem Tisch verfangen sich die Reflexionen des Absinths und erzeugten im schummrigen Licht der herunterbrennenden Kerzen die einzigartige Stimmung einer französischen *heure verte*.

Entsprechend gelöst war daher die Laune der drei jungen Männer, die sich an diesem frühen Abend zusammengefunden hatten, um ein aufwendiges Ritual zu pflegen, welches sie seit Langem verband.

Es war der schlanke Edgar Nold gewesen, der die erste Flasche des Wermutgetränks von einer Reise nach Paris mitgebracht hatte; schwer beeindruckt von der gepflegten Nachlässigkeit, mit der die intellektuellen Franzosen ihre *Grüne Stunde* zelebrierten. Seither erlag seine sensible Künstlerseele allzu gern dem Charme des Kräutertrunks, dessen Genuss nicht nur einen gehörigen Rausch versprach. Stets ergriff ihn das Gefühl, auf eigenartige Weise über den Dingen zu schweben, frei von Ärger und Verdruss. Und den gab es wahrlich, dachte er nur an den ausbleibenden Erfolg seiner Malerei. Fiele es ihm nur nicht so schwer, naturgetreue Landschaften auf Leinwände zu bannen oder auch Porträts zu malen. Beides wurde von den angesehenen Familien Stuttgarts nachgefragt und gut bezahlt, doch sein Talent lag weder im bloßen Abbilden der Wirklichkeit noch in der Herstellung schmeichelhafter Spiegelbilder einer selbstgefälligen Oberschicht. Stattdessen hatte er eine Zeitlang mit filigranen Mustern und verspielten Blumenmotiven gearbeitet, die lebensfroh und leicht wirkten statt schwerfällig und überladen. Geld freilich hatte er damit kaum verdient, doch Edgar glaubte an sein Talent. Einige Male war er in München gewesen, wo sich gerade eine neue Künstlergeneration erfand, hatte Gleichgesinnte getroffen und versucht, sich bei der *Jugend* als Illustrator zu verdingen. Das Blatt erschien bereits seit sieben Jahren und gab der ästhetischen Kunst ein populäres Forum. Es hatte ihn hart getroffen, als er eine freundliche, doch unmissverständliche Absage erhalten hatte: Seine Bilder seien zu althergebracht. Edgar verstand die Welt nicht mehr. Für Stuttgart war er zu modern, für München zu konservativ.

Dann, vor wenigen Monaten, hatte es ihn noch einmal in die französische Hauptstadt gezogen. Widerwillig hatte sein Vater die Fahrkarte spendiert und Edgar beleidigend vorgehalten, mit beinahe achtundzwanzig Jahren noch von seinen Zuwendungen abhängig zu sein. Doch genau diese Reise war das entscheidende Mosaiksteinchen gewesen; endlich sah Edgar seine Zukunft deutlich vor Augen. Denn auf

seinen ausgiebigen Spaziergängen durch Paris hatte er die Reklameplakate studiert, welche überall an Mauern und Plakatsäulen hingen und für alles Mögliche warben – Zigarren oder Likör, einen Herrenausstatter, eine Buchhandlung, Oper, Theater oder die Etablissements der leichten Unterhaltung wie das Moulin Rouge. In Kunsthandlungen hatte er sich Plakate vergangener Jahre zeigen lassen, fasziniert von der reduzierten Formensprache des verstorbenen Henri de Toulouse-Lautrec und den farbgewaltigen Entwürfen eines Jules Chéret.

Als er nach einigen anstrengenden Tagen und Nächten wieder zu Hause angekommen war, hatte er eine Entscheidung getroffen. Sein Metier würde das der Plakatkunst und Verpackungsgestaltung werden. Inzwischen war ihm ein Exemplar von Bruno Volgers *Lehrbuch der modernen Geschäftspropaganda* in die Hände gefallen. Seither versuchte er, die Illustrationen darin nachzuarbeiten und einen eigenen Stil zu entwickeln, in der Hoffnung, auf dem Gebiet der Reklame Fuß zu fassen und endlich seine monetäre Misere zu beenden. Irgendwann musste der Durchbruch einfach gelingen.

Ein leises Klirren unterbrach seine trüben Gedanken und holte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Rasch fuhr er sich mit der Hand durch seine hellbraunen Locken und sah zu Max neben ihm, der einen geschlitzten Silberlöffel über eines der Gläser gelegt hatte und nun ein Stück in Würfelform gepressten Zuckers darauf platzierte.

Sie kannten sich von Kindesbeinen an, Söhne wohlhabender Unternehmer, deren Familien einander seit jeher freundschaftlich verbunden waren. Max, Erbe des erfolgreichen Maschinenfabrikanten Ebinger, Albrecht von Braun, Sprössling des derzeit einflussreichsten Bankiers in Stuttgart, und er selbst, der Maler und Bohemien, dessen Vater eine Seifenfabrik besaß, die in letzter Zeit nicht mehr so gut lief – und der den künstlerischen Ambitionen seines Sohnes mit demütigendem Unverständnis begegnete.

Max zwinkerte ihm zu.

Edgar zog ebenfalls Glas und Absinthlöffel heran und griff nach einem Zuckerstück. Zeit für ein paar entspannende Frotzeleien unter Männern.

»So, Ebinger. Ich hab gehört, du darfst bald deinen alten Kerl beerben?«, fragte er seinen Freund und präparierte den Silberlöffel auf die gleiche Weise wie dieser kurz zuvor.

»Nicht in hundert Jahren!«

»Das nicht, aber vielleicht in einem halben?«

»Lass es gut sein, Nold«, meldete sich der joviale Albrecht zu Wort, ebenfalls mit seinen Absinth-Requisiten beschäftigt. »Wir wissen, dass Max keinen Sinn für Strickmaschinen besitzt. Und dass sein alter Herr die Fabrik ohnehin erst im Sarg verlassen wird.«

»Du könntest es dir bequem machen, Ebinger«, fuhr Edgar fort. »Lass dir einen Schreibtisch einrichten und deinen alten Herrn weiterschaffen. Derweil vögelst du dich munter durch die Stuttgarter Dienstmädchenschaft.«

»Da ist er doch schon durch«, gab Albrecht zu bedenken und schob sein präpariertes Glas unter einen der vier Metallhähne der gläsernen Absinthfontäne, die in der Mitte des